Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 17 (1913-1914)
Heft: 8

Nachruf: Paul Heyse : 1830 - 1914
Autor: Markus, Stefan

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paul Heyse.

1830—1914.

Von Dr. Stefan Markus.

Ein Glücklicher war Paul Heyse. Was ein Dichter sich wünschen, in langem und mühsamem Kampfe mit widrigen Verhältnissen und Umständen erstreben kann — ihm haben's wohlwollende Götter in die Wiege gelegt. Sein Leben war ein paradiesischer Garten, darin er sich erging. Kein Kummer, kein tiefster Schmerz hat seine physische und psychische Harmonie getrübt. Wie die meisten seiner Helden und Heldinnen, brauchte er sich nur gehen zu lassen, und seine Wünsche, sein Glück erfüllten sich, und Ruhm und Ehren aller Art ergossen sich auf sein Haupt...

Wie lange ist er unter unseren Vorfahren gewandelt, wie lange unter uns selbst! Geijerstam, Hartleben, Bierbaum und Liliencron hat er im besten Mannesalter sterben sehen. Lange vor ihnen schon stiegen die Dichter jenes „Münchner Parnsses", dessen Jupiter er war, in die Dämmer des Hades hinab, und müde und schwach betteten ein Strindberg, Ibsen, Björnson und Tolstoi ihr Haupt zu ewiger Ruh. Er aber wandelte, einem Planeten gleich, unberührt von dem großen Sterben um ihn her, seine Bahn. So lange wandelte er sie, daß man vergaß, daß auch er der Sterblichen einer, daß man sich daran gewöhnte, ihn weiter, durch neue Generationen hin, wandeln zu sehn. Und er selbst: Dachte er je an ein Ende? Schrieb er und schuf er nicht fort, wie in besten Tagen, als wär' er ein Jüngling noch, ein kraftvoller Mann?!

Nun ist auch er dahingegangen. Drei Jahre, nachdem die Menschheit ihn zum letztenmal gefeiert: aus Anlaß seines achtzigsten Geburtstags! Wie milde berührt uns diese Kunde! Fast selbstverständlich. Keine Erschütterung, kein Aufbäumen in wildem Schmerz, wie bei der Nachricht vom Hinschied eines Mahler und Mottl, Matkowsky und Kainz! Sie mähte der Tod, da des Lebens Höhe sie kaum erst erreicht, da zum Heldenstreich sie zogen ihr Schwert. Er hatte sich ausleben dürfen, voll und ganz und restlos, und was bei jenen Ungerechtigkeit und grausam Schicksal, ist bei ihm Natur.

Für die Müden, Kühlen, Alten,
Will nur ein Rezept sich schicken:
Stillzuhalten
Und darüber einzunicken.

Er selbst hat das Wort geprägt. An ihm hat es sich denn auch erfüllt. Um eine Lücke zu hinterlassen, hätte er früher scheiden müssen. Vielleicht wäre die Wunde, die sein Tod uns schlägt, dann tiefer gewesen. Vielleicht... denn voll und ganz mit uns verwachsen ist er ja nie. Dazu war sein Blut zu kühl, vom unsern allzusehr verschieden, war sein Sinnen, Trachten, Schaffen den Zeitbränden und Revolutionen zu sehr entfremdet, sein Wesen vom Sturm und Drang um ihn her zu unberührt. Wer weiß, vielleicht lebte er schon längst nicht mehr unter uns, hat nie er unter uns gelebt. Und wir wissen's bloß nicht, weil wir uns um ihn so wenig mehr bekümmert, weil wir ihn so gänzlich unsern Frauen und Töchtern überließen. Ihnen war er mehr, als mancher, nach dem die Klage jetzt noch in uns bebt! Und ihre Trauer, sie folgt ihm über's Grab hinaus, ihm, der sie so gut verstand, so gern sie schilderte, der so begeistert ihre Schönheit pries!... Wer sagt uns, ob das seinem Wunsche nicht entspricht?! Was hatte er mit dem Manne seiner Zeit noch

zu schaffen? Was dieser mit ihm? Mißverständnis und Unterschätzung haben hier längst jede Brücke gesprengt. Den Frauen aber bleibt er ein Apostel ihrer Schönheit, ein Freund, dem sie der schönsten Stunden ihres Lebens schulden. Sie werden, was wir fehlten, ihm ersetzen ....

*

Paul Heyse wurde geboren am 15. März 1830 in Berlin. Sein Vater war Philologe, seine Mutter Jüdin. Er selbst wandte sich, nachdem er es zuerst mit der klassischen Philologie und der Kunstgeschichte versucht hatte, den romanischen Sprachen zu, denen er, der gewandte Übersetzer Leopardis und Giustis und formvollendetste und eleganteste Lyriker nach Platen und Rückert, besonderes Verständnis entgegenbrachte, promovierte in Bonn und ließ sich zuerst in Berlin, wo er die Tochter des Kunsthistorikers Franz Kugler heimführte, bald darauf in München nieder, von wo aus er, von König Max verehrt und begünstigt, von Geibel und andern zeitgenössischen Leuchten mit Freundschaftsbeweisen überhäuft, von aller Welt unterstützt und gefördert, in glücklichem Anlauf die ruhmgekrönten Höhen des Parnasses erklomm, seine jugendliche Stirne mit goldenem Lorbeer schmückend. Seitdem hat ihm die Göttin des Glücks ihr Wohlwollen bewahrt. Seine zahllosen Werke fanden Gnade vor dem Publikum, und sein Leben gestaltete sich so sorglos, wie er es sich nur wünschen mochte, und wie es kaum ein Goethe traf, an den sein Glück, sein Schönheitsdurst, seine Scheu vor dem Häßlichen, seine Belesenheit, Phantasie und Unerschöpflichkeit gemahnen. Der Tod seiner Gattin, der er indes bald darauf eine Nachfolgerin gab, und seiner Kinder, die er heiß liebte und in tiefempfundenen Liedern beklagte, bilden die einzigen Schmerzensoasen in der weiten Ebene seiner sonnigen Siegesbahn. Darin in erster Linie ist der Grund zu suchen für die Oberflächlichkeit seiner Schöpfungen, die geringe Tiefe seiner Gefühle, wie seiner Psychologie. Man kann nicht sagen, daß Heyse zu wenig erlebt hat; doch hat er zu Einseitiges, zu Schönes erlebt, als daß er in seiner Dichtung hinzureißen, tragisch zu erschüttern vermöchte. Damit haben wir zugleich die Ursache berührt dessen, daß Heyse bei allem Streben und lebenslangem Müh'n die Höhen und Tiefen der Dramatik unzugänglich, verschlossen blieben. Ihm fehlte die Innerlichkeit, die vulkanische Spontanität, die hinreißende Gewalt durchlebter Leidenschaft, die monumentale Gestaltungskraft, die allein den Dramatiker machen. Wohl war er, wie Brandes treffend bemerkt, Plastiker und Maler; allein sein scharfes Sehen reichte gerade hin zur genauen Nachzeichnung der Silhouette. Das hinter ihr pulsierende Leben aber interessierte ihn nicht, weil er es eben nicht kannte.

So blieben seine zahlreichen Dramen: Römertragödien, Volksstücke, Konversations- und Gesellschaftsstücke, bis auf wenige: „Hans Lange" (1866), „Colberg" (1868), „Ehrenschulden" (1882), u. a., unaufgeführt und auch diese ohne nachhaltigen Erfolg. Das schmerzte, schmerzte um so mehr, als Heyse gleich Heine fest und stark von seiner dramatischen Mission überzeugt war. Man lese nur seinen „Merlin"! Krasseres, Persönlicheres und Ungerechteres ist selten geschrieben worden. Glücklicherweise kannte man seine Fähigkeiten für den Roman bereits von den „Kindern der Welt" (1873) und dem aufschlußreichen Künstlerroman „Im Paradiese" (1876) her. So nahm man dieses drei Jahre nach der Geburt des deutschen Naturalismus erschienene neue Werk als das, was es war: als ein aus Notwehr niedergeschriebenes Pamphlet eines Dichters, der sich in seinen heiligsten Gütern be-

droht sah. Geschadet hat Heyse der „Merlin“ in jedem Falle. Dies besonders bei den Jungen im Dichterwald, die nun auch die letzte Sympathie und objektive Einschätzung für ihn verloren, dessen herrliche novellistische Eigenarten und Vorzüge längst zur Manier geworden waren, was Werke wie „Crone Stäudlin“, die „Moralischen Unmöglichkeiten“ und die „Novellen vom Gardasee“ nicht änderten.

Das ist das Schicksal aller Künstler und Dichter, die allzu bereitwillig mit Pauken und Tromepetenschall begrüßt und gefeiert werden! Unversehns reißt sie die ausgleichende Gerechtigkeit vom hohen Piedestal, auf das sie eine günstige Zeitströmung gestellt, herab, und zwar so resolut und brutal, daß sie gleich einige Klafter tiefer zu liegen kommen, als ihnen recht ist, und sie es in Wirklichkeit verdienen. Auch Heyse hat das erlebt, als er, der Vergötterte und anmaßend neben Goethe Plazierte, mit eins zum Überlebten, Überwundnen, zum alten Eisen geschmissen wurde, er, der eine „Arrabiata“, der die „Unvergeßbaren Worte“, das „Geteilte Herz“, „die Stickerin von Treviso“, den „Barbarossa“, „Lottka“, „Das Mädchen von Treppi“, die beiden „Gefangenen“, die „Einsamen“, „Annina“, „Judith Stern“ den „Letzten Centauren“, und viele andere Meisternovellen geschrieben, der einen „Salamander“ gedichtet, in formvollendeten Romanzen, Sonetten und Gedichten eine Fülle duftigster Lyrik ausgeschüttet, in den 62 Bänden seines „Novellenschatzes“ die klassischsten Erzählungen der deutschen und ausländischen Literatur gesammelt und herausgegeben, sein Leben lang in unermüdlichem Eifer und zur Freude seiner Leser Werk auf Werk geschaffen hatte! Das war hart. Schließlich aber gewöhnt man sich daran und achtet seiner weiter nicht. Denn, wie es in den „Kindern der Welt“ heißt: „Gemeine Menschen kehren sich an das, was die Leute sagen, und bitten andere um Auskunft darüber, wie sie selbst eigentlich sein sollen! Wer Adel in sich hat, lebt und stirbt von seinen Gnaden und ist also souverän. Alles andere sind armselige Quälereien, die böse, alltägliche Menschen erfunden haben, um auch ihren gutmütigen Nebenmenschen das Leben möglichst sauer zu machen. Wer sich's gefallen läßt, dem geschieht recht. Man kann steinalt dabei werden und hat eigentlich nie gelebt.“ .....

Zwei Gedichte von Walter Morf, Bern.

Im Näbel.

Daheim hei all' Wänd Ohre
Und d'Schybli sy nüd blind.
Was Zwöi de Tag us trybe,
Das weiß gly jedes Chind.

's gah Zwöi am Wäldli nache.
„Die sy gloub vom Verschtand!“
So guagget duß e Chräje
Dür ds graue Näbelland.

„Da bisch de wyt drnäbe!“
So blinzlet ds Füchsli schlau.
„Grad juscht im dickschte Näbel
Isch ne dr Himmel blau.“